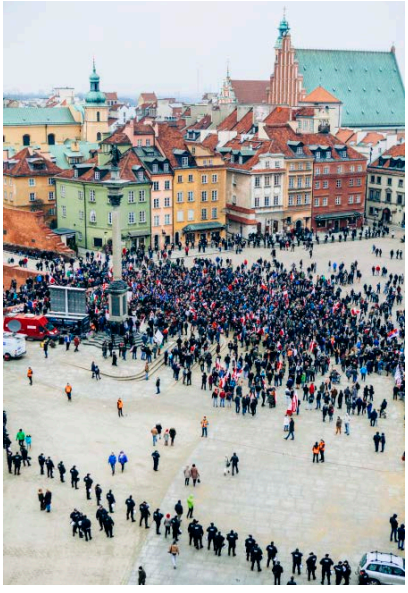
**Unser Autor verließ Polen als Kind.
Aus der Ferne versteht er seine Heimat nicht mehr.**

Über ein modernes Land, das den Nationalismus neu entdeckt hat.



Mitten in Warschau demonstrieren Rechtsnationale für mehr christliche Werte in Europa – und gegen Flüchtlinge.

N
REC

VON OST IACH CHTS

Text JUREK SKROBALA
Fotos MUSTAFAH ABDULAZIZ

Die deutsch-polnische Grenze ist eine Grenze in den Köpfen, so unsichtbar wie das, was jeder denkt, der sie überschreitet.

Im Zug von Deutschland nach Polen denkt meine Sitznachbarin Agata an ihre Tochter, die sie wiedersehen will, mein Sitznachbar Piotr denkt an sein Bier, das er nicht verschütten will, ich denke an diese Grenze, die früher nicht nur in den Köpfen war, sondern in den Kontrollen, Pausen, Stopps, als Grenzpfosten in die Erde geschlagen, bewacht von Soldaten und Scheinwerfern.

Ich fahre nach Polen, das ich als Zweijähriger verließ. Damals flohen meine Eltern mit mir, um Enge und Willkür des Kommunismus zu entgehen. Ich wuchs in der Bundesrepublik auf. Polen blieb in mir. Es schrumpfte auf die Größe unserer Wohnung im Ruhrgebiet, wo wir bis heute häufig Polnisch sprechen. Es schrumpfte auf Anekdoten aus unserer Familiengeschichte. Auf Bilder aus Geschichtsbüchern, Nachrichtensendungen, Filmen. Auf Sätze in Märchen, Gedichten und dem Internet.

In Polen ist seit den Wahlen im Oktober die PiS an der Macht. PiS steht für „Recht und Gerechtigkeit". Für ein Polen, das nationalkonservativ, erzkatholisch und antiwestlich ist. Die PiS stellt die Regierung und den Präsidenten. Hauptfigur ist ihr Vorsitzender, Jarosław Kaczyński, der in Flüchtlingen Träger von Krankheitserregern sieht. Nach den Wahlen hat Kaczyńskis Partei mit einem Umbau nach dem Vorbild von Viktor Orbáns Ungarn begonnen. Einem Umbau, der den Staat, die Justiz, die Medien, die Kultur betrifft. Der EU gefällt das nicht. Einige sprechen von einer Demokratur, andere von einem Staatsstreich. Was die PiS macht, spaltet Polen. Das weiß ich aus den Medien.

Ich will Polen nicht bloß aus den Medien kennen. Ich will mehr als das geschrumpfte Polen in meinem Kopf. Ich will Polen durch die Temperamente junger Politiker, Aktivisten und Kulturschaffender gespiegelt sehen, die alle unterschiedlich auf ihr Land blicken. Ich will wissen, ob die Medien dramatisieren. Wie die PiS das sieht, werde ich nicht erfahren; keiner ihrer jungen Politiker wollte mit mir sprechen.

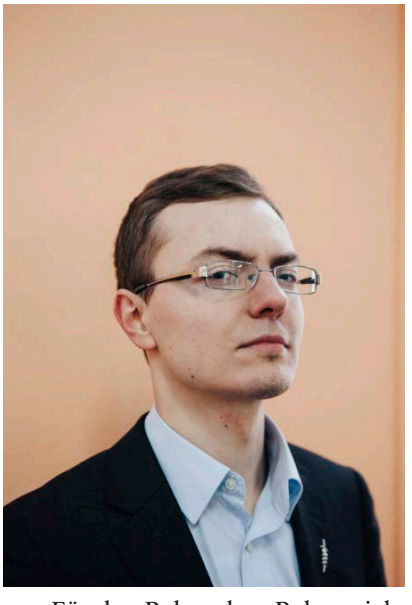
JESUS GUCKT ETWAS ZERKNIRSCHT

Der Zug hält. Eine Neonschrift über den Dächern meines Geburtsorts sagt: „Wrocław 2016 – Europäische Kulturhauptstadt". Am Platz der Solidarność, jener freien Gewerkschaft, für die meine Eltern auf die Straße gingen und die Ende der 80er Jahre den Kommunismus zu Fall brachte, sitzt der Nationalismus. Er sitzt in einem verrußten Haus, neben Banken, einem Lady-Fitnessstudio und der Solidarność, die hier heute noch ihr Büro hat. Davor ein Parkplatz, der „EuroPark", auf dem SUVs und BMWs neben „Polski Fiats" stehen. Im Keller ein Club, der DJs aus Warschau, Moskau und Berlin ankündigt. Jemand hat etwas an die Mauer gesprüht. „Wenn du hier bist, ist es zu spät."

Der Nationalismus hat keine Klingel. Kein Schild vor dem Raum, in dem er sitzt. Er ist einfach da.

Karol Wilk lächelt. Wilk, 27, ist höflich, gläubig und rechtsextrem. Er sitzt in jenem Raum ohne Namen, Büro der Partei „Ruch Narodowy", „Nationale Bewegung", kurz RN. Seit den Wahlen im Oktober ist sie im Parlament. Wilk lehnt sich zurück. Was ihn stützt, hängt hinter ihm an der Wand. Wilks Dreifaltigkeit. Rechts ein weißer Adler auf rotem Grund, Wappentier Polens. Links der „Vater des polnischen Nationalismus", Roman Dmowski. Darüber Jesus am Kreuz. Alle gucken etwas zerknirscht, Jesus, Dmowski und der Adler. Nur Karol Wilk lächelt. „Polen ist für mich das Allerwichtigste", sagt er. „Gleich nach Gott."

Wilk, der in Jura promoviert und sich vorstellen kann, Bürgermeister seines Heimatdorfs zu werden, will einen radikalen Wandel in Polen. Polnische Werte sollen wichtiger werden. Polnische Werte? „Katholische Werte", sagt er. Mehr Moral, mehr Glaube. Mehr Liebe für den Nächs-



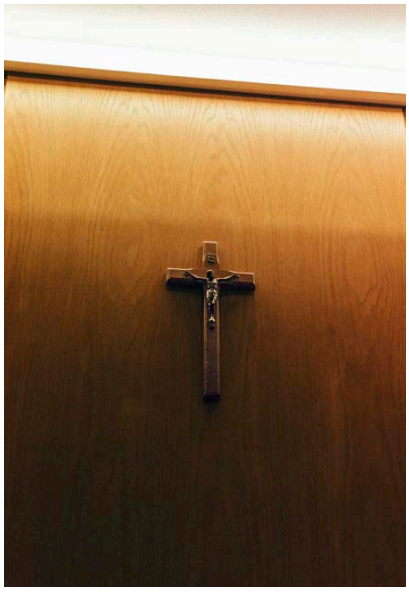
ten. Für den Polen, dem Polen wichtig ist. Weg von einem Diktat der Demokratie. Was die PiS an Wandel einleitet – ein Wandel, der mich beunruhigt –, geht Wilk nicht weit genug. Er hält die PiS für eine Systempartei und das Polen, in dem er lebt,

Der Rechtsextreme Karol Wilk (links) will einen radikalen Wandel in Polen – noch radikaler als Polens Regierungspartei PiS. Was Wilk und die PiS eint? Ein tiefer Katholizismus und die Überbetonung vermeintlich polnischer Werte. Der Schriftsteller Jacek Dehnel (rechts) sieht das anders. „Werte, die speziell polnisch sind, gibt es kaum“, sagt er.

für eine Fortsetzung des Kommunismus. Ich denke an die Banken und SUVs vorm Fenster. Der Kommunismus erscheint mir wie ein Gespenst, vor dem sich heute kein Pole mehr fürchten muss.

Wilk spricht vom Silvester in Köln und vom Terror in Paris. „Solche Konflikte sind normal, wenn man die Vermischung von Kulturen zulässt“, sagt er und trinkt schwarzen Tee, ein Getränk, das vor Jahrtausenden aus China, Indien und Sri Lanka nach Europa kam. „Die Flüchtlinge sind uns kulturell und religiös fremd, wollen sich nicht anpassen und oft nicht arbeiten.“ Wilk ist für Stacheldraht und Mauern.

Ich blicke hoch, da ist Jesus. Nächstenliebe nach Wilk ist eine Liebe für den Allernächsten. Für die



Familie, für den Nachbarn, der schon ewig hier lebt. Eine Allernächstenliebe, die mehr ausschließt, als sie umarmen kann.

Während Wilk spricht, ploppen vor meinen Augen Bilder auf. Alte Bilder. Sehr alt. Mythen. Der Mythos von Polen als Bollwerk des Christentums, Schutz vor Heiden und Barbaren. Ein Mythos, der im Mittelalter die Existenz Polens vor der Kirche legitimierte. Oder der für die Identität der Polen so wichtige Mythos der Nation als Messias der Völker. Als Land, das für die Sünden seiner Nachbarn ans Kreuz genagelt wurde. Ein Opfermythos, den die PiS zur Heldengeschichte umdichten will. Bei Wilk tauchen diese Mythen nicht an der Oberfläche auf. Die Idee von einer Nation, die sich geopfert habe und wieder zum Bollwerk wachsen müsse, wabert unter seiner Erzählung. Es ist ein bedrohliches Wabern, das Wellen schlägt. Wellen des Hasses.

Tage später werden die Wellen Warschau erreichen. Ein Schüler namens Maciek, rote Backen, frische Pickel, wird eine Fahne in die Höhe halten, die ein Schwert zeigt, umweht von weiß-roten Flaggen. Ich werde Maciek fragen, wofür das Schwert steht, und Maciek wird keine Antwort wissen. Er wird nicht wissen, dass es der Sage nach das Schwert des ersten polnischen Königs ist, eines Verfechters des Christentums. Hinter Maciek werden Parolen von den Mauern des Warschauer Königsschlosses widerhallen, in dem die erste demokratische Verfassung Europas unterschrieben wurde. Parolen wie „Fasst ihr unsere Mädchen an, brennen wir eure Moscheen nieder“ oder „Es lebe Viktor Orbán“. Es wird eine Demo gegen Flüchtlinge sein, die Wolken über den Köpfen der Demonstranten werden sich verziehen, als hätten sie Angst, und ich werde mich daran erinnern, wie meine Eltern und ich vor fast dreißig Jahren aus Polen flohen. Aus dem Land, das sich heute vor Flüchtlingen sperrt.

ZU WENIG KOMPETENZ, ZU WENIG VISION

Eine Wüste, in der vereinzelt Bäume wachsen. Die Wüste ist auf einem Foto. Es hängt in einem Café, für das Jacek Dehnel jetzt seine Wohnung verlässt, sein Refugium im Warschauer Zentrum, das mit Kerzenständern, Schwarz-Weiß-Fotos und zahllosen Büchern wirkt, als stamme es aus einer verlorenen Zeit. Dehnel, 36, ein berühmter Dichter, schreibt über polnische Mythen, europäische Kultur, heutige Lebenswirklichkeit. Er kennt sich aus mit der Geschichte Polens und dem Jetzt. Er steht für Tradition und Weltoffenheit, trägt lila Krawatte zu grauem Anzug.

Dehnel setzt sich neben die Wüste. Menschen vor Smartphones, Laptops, Zeitungen. Dehnel hat vor Monaten einen offenen Brief in der „Gazeta Wyborcza“ unterschrieben. Darin warnten Kulturschaffende vor Kaczyńskis Worten, mit denen dieser Ängste vor einer „Epidemie des Fremden“ schüre. Mir fallen die polnischen Werte ein, diese katholischen, diese diffusen, von denen sowohl Kaczyńskis PiS spricht als auch der Rechtsextreme Wilk, und ich frage mich, was dieses Polentum denn nun ausmacht, das ich nur als Miniversion kenne. „Werte, die speziell polnisch sind, gibt es kaum“, sagt Dehnel. „Wir haben uns alle über Generationen hinweg vermischt.“

Für Dehnel zeigt sich dieser Mix nicht nur in der Kultur, sondern auch auf dem Teller. „Polnische Küche, das sind: russische Piroggen, litauische Teigtaschen, ukrainischer Borschtsch, Karpfen auf jüdische Art, Fisch griechische Art, Bohnen bretonische Art.“ Den Rechtsruck in Polen

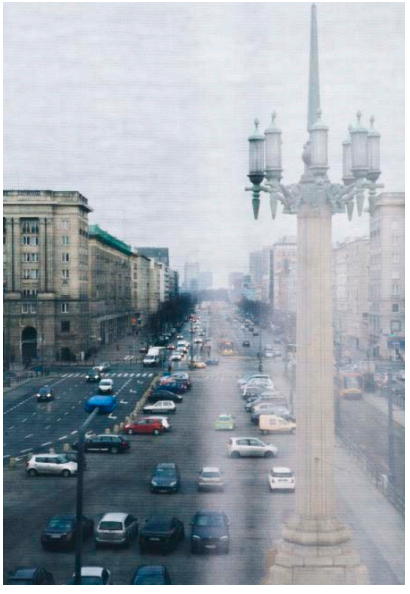
sieht er als Teil einer Identitätskrise, die mit den Flüchtlingen Europa erreicht hat. „Das ist keine polnische Spezialität“, sagt er. „Das ist Marine Le Pen. Das ist UKIP. Das sind ›

Warschauer in einer Straßenbahn auf der Marszałkowska, einer Hauptstraße im Stil des sozialistischen Realismus der 50er Jahre. Hier gibt es Restaurants, in denen Hipster Prosecco trinken, neben Armenküchen. Wenn die Marszałkowska eine Miniatur Warschaus wäre und Warschau eine Miniatur Polens, dann wäre Polen Widerspruch und Weltumarmung in einem.

Auf der Marszałkowska (links) treffen Welten aufeinander. Hinter den alten Fassaden sitzen heute viele Banken, die mit Porträts von erfolgreich wirkenden Menschen werben. Nonnen, die flüstern, als legten sie die Beichte ab, treten auf das Trottoir, auf dem in Abständen, die der kalte Ostwind diktiert, Visitenkarten von Bordellen liegen (rechts).

Gruppen, die von Ressentiments angetrieben werden. Die sich der allerschlimmsten Muster bedienen." Dehnel hat keine Angst vor dem Rechtsruck in Polen. In der PiS sieht er keine große Gefahr. Zu wenig Kompetenz. Zu wenig Vision.

Der echte Dehnel verlässt das Café, der gedruckte Dehnel bleibt in



einem Regal des Cafés stehen, Dehnels Tagebuch, das er vor Kurzem veröffentlicht hat, ein paar Buchrücken von dem Reporter Ryszard Kapuściński entfernt, einem der meistübersetzten Autoren Polens. Ich schlage Kapuściński auf. „Die Kultur Europas ist nostalgisch, ja katastrophistisch, sie ist geprägt vom ständigen Blick in den Rückspiegel, obwohl wir, wenn wir ein Auto lenken, nach vorn schauen sollten."

Schräg gegenüber dem Kulturpalast, im Volksmund „Stalinstachel", hängen zwei Küssende an einem Blockbau, zwischen ihnen eine braun gefüllte Flasche: Cola-Werbung. Unter der Cola verläuft die Marszałkowska, eine Art Karl-Marx-Allee Warschaus, deren Häuserfassaden an den sozialistischen Realismus der 50er Jahre erinnern. Hinter den Fassaden sitzen heute viele Banken, die mit günstigen Krediten und Porträts von gesund, erfolgreich und glücklich wirkenden Menschen werben. Vor einer Bank wühlt sich ein Obdachloser mit Kosakenmütze durch Müllsäcke, die in der Sonne glänzen. Auf der Marszałkowska gibt es Restaurants, in denen Hipster Prosecco trinken, KFC und Subway, Kebabhäuser, einen Laden, der „hundert Prozent polnisch" sein will, eine Armenküche und immer wieder Schaufenster, leer, dahinter Kabel und Staub. In der Vitrine eines der Kioskhäuschen am Straßenrand liegen Seife und Aspirin neben Kaczyńskis Gesicht auf einer Zeitschrift aus, „Mensch des Jahres". Zwei Nonnen, die flüstern, als legten sie die Beichte ab, treten auf das Trottoir, auf dem in Abständen, die der kalte

Ostwind diktiert, die Visitenkarten von Bordellen liegen. Wenn die Marszałkowska eine Miniatur Warschaus wäre und Warschau eine Miniatur Polens, dann wäre Polen Widerspruch und Weltumarmung in einem.

EIN MIX AUS BANK UND GANGSTER

Einen Block weiter überquert eine junge Frau die Straße. Große Schritte in großen Stiefeln. Monika Rosa geht nicht, sie läuft. Durch Glastüren, an denen „Nowoczesna" steht, „Moderne". Ein Name, der Zäsur sein will. Eine Partei, die sich im vergangenen Jahr gegründet hat, kurz vor den Wahlen. Seither sitzt sie im Parlament. In Umfragen landet sie jetzt auf Platz zwei nach der PiS.

Die politische Newcomerin Rosa, 30, sitzt in einem Büro, das so frisch riecht wie ein Neuwagen. Als wäre dies Teil des Programms der „Nowoczesna". Rosas Partei ist wirtschaftsliberal. Weniger Regulierung, mehr Unternehmertum. Ein Programm, das Polen westlicher und kapitalistischer machen will. Trolle nennen Rosa eine „banksterka". Ein Mix aus Bank und Gangster.

Rosa hat Angst. Die Exjournalistin sagt, die öffentlich-rechtlichen Medien seien Kanäle der Propaganda. Die PiS erließ Anfang des Jahres ein Mediengesetz, das die Pressefreiheit gefährdet, und ein Polizeigesetz, das Bürgerrechte einschränkt. „Ich befürchte, dass die Polen dank der PiS bald nicht nur vor Flüchtlingen, sondern auch vor Überwachung Angst haben werden." Rosa, weiße Bluse, hält sich an ihrem weißen iPhone fest. Enge und Willkür, vor denen meine Eltern und ich flohen, scheinen plötzlich wieder nah. „Ich habe Angst, dass die polnische Gesellschaft bei den nächsten Wahlen noch gespaltener sein wird als jetzt." Rosa redet so schnell, wie sie geht. Als hätte sie keine Zeit zu verlieren.

Rosa geht oft zu Demos des KOD, „Komitee zur Verteidigung der Demokratie". Eine Art außerparlamentarische Opposition, die in Polen etwa so viel Zuspruch findet wie die Politik der PiS. Unter den Flaggen Polens und Europas ziehen dann Tausende auf die Straßen. Solidarność-Veteranen, Gläubige, Konservative, Liberale, Linke. Vereint gegen die PiS.

WER SICH ALS OPFER SIEHT, KANN NICHT HELFEN

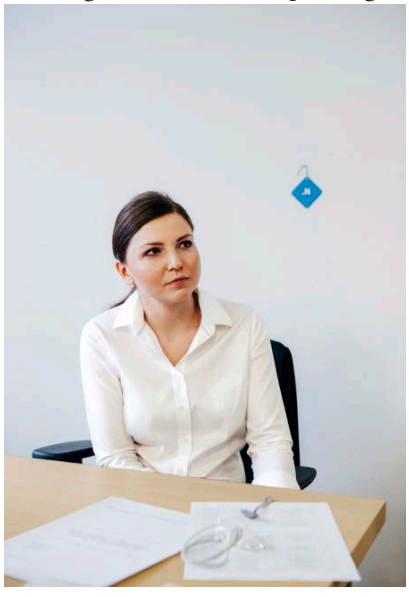
„Das KOD ist eine Form des Establishments", sagt Zuzanna Leniarska. Wie Rosa war Leniarska schon häufig bei KOD-Demonstrationen. Doch sie sagt: „Das ist eine Bewegung der Älteren. Und auf jeder Demo, auf der ich war, waren meine Feinde meist die mit den weiß-roten Flaggen."

Es ist eine Zeit des Protests in Polen: Die Oppositionelle Monika Rosa (links) geht oft zu Demos gegen die PiS. In Warschau versammeln sich Flüchtlingsgegner vor dem Königsschloss (Mitte). „Fasst ihr unsere Mädchen an, brennen wir eure Moscheen nieder", brüllen einige von ihnen. Zuzanna Leniarska (rechts) gefällt das nicht. Sie engagiert sich für Flüchtlinge.

Hinter Leniarska stehen Fähnchen in Regenbogenfarben.

Leniarska, 25, Undercut und fester Blick, ist Studentin und Flüchtlingsaktivistin. In ihrer WG, Warschauer Innenstadt, stapeln sich die Bücher wild. Slavoj Žižek, Naomi Klein, ein Buch über die Verfassung Serbiens.

Im vergangenen Jahr kam Leniarska von einer Amerikareise nach Warschau zurück, schaltete die Nachrichten ein und bekam Gänsehaut. Bilder von Flüchtlingen am Budapester Bahnhof Keleti, die nicht mehr in die Züge nach Westeuropa steigen



durften. Bilder vom Chaos. „Und ich dachte: Ich muss was machen. Nur was?"

Die serbisch-kroatische Grenze ist nicht nur eine Grenze in den Köpfen, sie ist eine inzwischen geschlossene Schranke auf der Balkanroute, sichtbar für jeden, der die Nachrichten einschaltet.

Leniarska war dort. Freunde von Freunden hatten einen Transport mit Kleidung und Geld organisiert, Leniarska hörte davon und setzte sich auch in den Renault Espace. Die Gruppe, die sich heute, angelehnt an das polnische Wort für Freiwillige, „Dobrowolki" nennt, fuhr los.

Die Angst vor Flüchtlingen erklärt Leniarska sich damit, dass die polnische Gesellschaft zu weniger als 0,4 Prozent muslimisch ist. „Wir kennen das Anderssein nicht", sagt sie. Einen Grund dafür sieht sie im Opfermythos. „Wir waren Opfer des Dritten Reichs, Opfer der Sowjetunion, Opfer der Teilungen. Opfer der ganzen Geschichte. So lautet die Erzählung. Wer sich als Opfer sieht, denkt, er könne nicht helfen." Eine

Erzählung, die ich aus dem geschrumpften Polen kenne. Die ich vor meiner Reise für Vergangenheit hielt.

Leniarskas Familie hat geholfen. Ihre Eltern haben Selam, eine junge Frau aus Eritrea, so alt wie Leniarska, und ihr Baby Evan bei sich aufgenommen. Selams Flucht dauerte sechs Jahre. Eritrea, Äthiopien, Sudan, Ägypten, Saudi-Arabien, Schweiz, Polen.

Die Leniarskis sind eine von drei Familien in Polen, die Flüchtlinge aufgenommen haben, so Leniarska, die sich auch für „Refugees Welcome Polska" engagiert. Sie sind eine Ausnahme in einem Land, dessen Regierung dieses Jahr höchstens 400 Flüchtlinge aufnehmen will und schon früh für eine Abriegelung der Balkanroute eintrat. Für einen Stopp.

EIN LAND ZWISCHEN DEN ZEILEN

„Polen ist eine verschlossene Gesellschaft, für die ich mich manchmal schäme", sagt die Flüchtlingsaktivistin Leniarska.

„Polen ist ein Land ungenutzter Chancen und Perspektiven", sagt die Oppositionelle Rosa.

„Polen ist ein Land am Scheideweg", sagt der Dichter Dehnel.

„Polen ist mein Vaterland", sagt der Rechtsextreme Wilk.

Polen ist ein Land zwischen den Zeilen, denke ich. Mehr noch als das geschrumpfte Polen in meinem Kopf ist das echte Polen ein gespaltenes Land. Viele gehen auf die Straße. Aus Angst vor einer neuen Ära der Enge und Willkür, aber auch aus Angst vor Flüchtlingen. Jeder geht in seine Richtung. Und mehr junge Polen nach rechts als nach links. Der Weg nach rechts als Gegenbewegung zu dem, was die Eltern, auch meine, so gut kennen: grauer Kommunismus des Ostens, wilder Kapitalismus des Westens. Auf der Suche nach

einer neuen starken nationalen Identität, die sie abgrenzt. In einem Europa, in dem Grenzen wieder wichtig sind.

Doch es gibt auch jene, für die Grenzen nicht alles bedeuten. Für die Mythen der Vergangenheit angehören. Wie Leniarska. Sie sagt: „Polen ist jetzt vor allem ein Land des Protests." Dann muss sie los. Auf eine Demo. ■